

für die

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 111.

Berlin, Dienstag den 16. September

1845.

### Frankreich.

Der Mysticismus und die gallikanische Kirche im 17. Jahrhundert.

#### I. Fenelon, Bossuet und Madame Guyon.

Die Liebe zu Gott, als der Quelle des ewigen Heiles, ist vielleicht das populärste Dogma der katholischen wie aller anderen Kirchen. Aus ihr entspringen die guten Werke, das Gebet, kurz Alles, was gethan wird in der Hoffnung einstiger Seligkeit. Sie ist begründet im menschlichen Herzen, das wohl keiner völlig uneigennütigen Liebe fähig ist und keines Opfers ohne Aussicht, irgendwie belohnt zu werden. Es gab indes zu allen Zeiten Männer, deren edles Gemüth von jener zweidientlichen Liebe nicht befriedigt wurde, die in ihren Gebeten keine Forderung an Gott stellten, noch ihm eine seiner Versprechungen vorhielten. Die Kirche duldet auch eine erhabnere Auslegung des Gebotes der Liebe, vorausgesetzt, daß die Befenner derselben sonst alle Pflichten der Gläubigen erfüllten. Man nannte diese Leute Mystiker, und einige von ihnen wurden unter die Heiligen aufgenommen.

Der Quietismus, der im Jahre 1685 in der Person des Molinos als heftig verurtheilt wurde, war nichts als die bis ins Unvernünftige gehende Uebertreibung der uneigennütigen Liebe der Mystiker. Er verwarf die guten Werke, weil sie ihren Grund im Eigennuß haben, und das Gebet, weil es ein Verlangen und eine Hoffnung in sich schließt. Die Liebe zu Gott durfte nach ihm, wenn sie wahr seyn sollte, so wenig eine Folge haben, daß zwei Hauptdogmen des Christenthums, das Mitteramt Christi und die Werkheiligkeit, durch sie aufgehoben wurden. Durch ihr beschaufliches Leben kamen die Quietisten dahin, selbst gegen die ewige Verdammnis gleichgültig zu werden, ja sie mit einer gewissen Freude zu erwarten, wenn sie nur überzeugt waren, daß es im Plane Gottes liege, sie der Hölle zu weihen. Viele dergleichen Frömmel vernachlässigten jedes Gebot, das die heiliche Erziehung betraf, und thaten, als übten sie ihre Lüderlichkeiten zur Ehre Gottes aus und in der völligen Hingebung gegen seinen Willen. So lebte der berühmte Molinos, der lange Zeit für einen musterhaften Priester galt, nach dem Ausdruck Bossuet's, zweiundzwanzig Jahre in allem Schmutze, ohne zu beichten. Es ist wahrscheinlich, daß für viele jener ausgearteten Mystiker ihre Lehre nur ein Deckmantel für ihre Laster war, während Andere sich im Ernste Mühe gaben, die Eigenschaften eines Thieres und eines Heiligen in sich zu vereinigen.

Man erräth aus diesen wenigen Andeutungen über den Quietismus, von welcher Seite er den tugendhaften und schwärmerischen Fenelon anziehen, dagegen den praktischen Bossuet mit Haß und Widerwillen erfüllen mußte. Von Jugend auf hatten diese beiden Männer eine Richtung genommen, die sie nothwendig zu literarischen Gegnern machen mußte und sie gewissermaßen auf den Streit vorbereitete, der drei Jahre lang die Christenheit gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts in gespannter Aufmerksamkeit erhielt.

Bossuet konnte sich nie mit der raffinierten Frömmigkeit der Mystiker befreunden; Fenelon's Geist war phantastischer und zarter als der seinige und darum dem Uberschwänglichen zugänglicher. Ueberdies beunruhigte ihn die Kirche seiner Ansichten wegen nicht, denn sie hatte den Grundsat, in zweifelhaften oder gleichgültigen Dingen völlige Meinungsfreiheit zu gestatten. Darum hatte er sich vorzugsweise zu den Schriften der einsiedlerischen Heiligen gewendet; sie eröffneten seinem Geiste einen unendlichen Gesichtskreis, sie verführten sogar sein Urtheil, denn er durfte nicht fürchten, auf dem Wege, den so fromme Männer gewandelt waren, das Gebiet der Tugend zu verlassen. Seine profanen Beschäftigungen verriethen dieselbe Geistesrichtung. Verschieden von Bossuet, der mehr römische als griechische Züchtung hat, ist Fenelon mehr griechisch als römisch und liebte von den griechischen Autoren vorzugsweise Platon, in dessen Schriften er seinen Idealismus und selbst den Quietismus wiederfand, den Bayle so genau in ihnen nachgewiesen hat.

Als Fenelon Lehrer des Herzogs von Bourgogne war, lernte er die berühmte Madame Guyon kennen. Diese Frau war schön und geistreich und trug jene schwärmerische Frömmigkeit zur Schau, die Fenelon so sehr für die Mystiker einnahm. Sie entzückte ihn, und bald entspann sich zwischen Beiden ein geistiges Einverständnis, das alle Innigkeit eines Liebesverhältnisses hatte und Fenelon nach und nach zum erklärten Ritter der Madame Guyon machte. Diese Dame hatte bereits einmal ihre Ueberspanntheiten widerrufen, ihre Schriften in Bossuet's Hände gelegt und dafür von ihm die Absolution und die Erlaubnis, das Abendmahl zu nehmen, erhalten. Plötzlich aber trat sie

von neuem mit ihrer Schwärmererei hervor, und man hörte sie sagen, die reine Gottesliebe erfülle sie so, daß man sie aufschneiden müßte, wenn sie davon nicht berufen sollte; und nur Jesus Christus, der sie hindere, Gott unmittelbar zu erfassen, siehe der endlichen Vervollkommnung ihres Herzens im Wege! . . .

Man darf sich nicht wundern, wenn in einem Jahrhunderte, wo religiöse Sektirungen Staatsverbrechen waren, Madame Guyon in die Bastille gesperrt und eine strenge Untersuchung gegen alle Personen eingeleitet wurde, die in dem Verdachte standen, an ihre Thorheiten zu glauben. Frau von Maintenon, die ihr anfangs wegen ihres Geistes und der Keinheit ihrer Sitten geneigt war, opferte sie den religiösen Lebendlichkeiten auf, die Bossuet in ihr erregt hatte.

Fenelon, der aus seiner Hinnegung zu den Mystikern und seiner Freundschaft für die Guyon kein Geheimniß machte, hatte, als das Umsichgreifen der neuen Sekte noch nicht mehr als ein Gerücht war, darüber häufige Unterredungen mit Bossuet. Die Erklärungen, die sich beide Männer gegenseitig machten, trugen lange Zeit einen friedlichen, selbst einen freundschaftlichen Charakter. Bossuet hatte keine Mühe, einen Gegner zu durchschauen, der seine Gestandungen keinen Augenblick verhehlte, und wurde im Anfange von Fenelon's Hartnäckigkeit weniger erbittert, als um sich selbst besorgt gemacht; denn, sagt er, wo ein so erleuchteter Geist wanken konnte, wäre auch er vor dem Falle nicht sicher. Je gründlicher die Unterredungen wurden, desto mehr nahmen sie den Anschein von Konferenzen an und desto schwieriger wurde eine gegenseitige Verständigung. Fenelon wußte für Alles Erklärungen und Entschuldigungen; selbst die absurden Aeußerungen der Guyon setzten ihn nicht in Verlegenheit. Sie hätte, sagte er, in ihrer Unschuld so gesprochen, hätte ihre Gefühle mit unklaren, vielleicht mit unrichtigen Worten geschildert und wäre darum von ihren Anklägern falsch verstanden worden. Kurz, er gab nichts völlig zu und verwarf nichts mit Bestimmtheit.

Mehrere Monate gingen auf diese Weise hin. Nach langem Bitten erlangte Madame Guyon, daß ihre Schriften von Bossuet, von dem Bischof von Châlons und vom Abbé Tronson, dem Vorsteher des Seminars St. Sulpice, geprüft wurden. Fast ein Jahr wurde damit hingebracht. Denn außer den ungedruckten Schriften und Tagebüchern der Mad. Guyon mußte man Alles lesen, was Fenelon selbst täglich über die Materie schrieb, weil ihn entweder seine Ueberzeugung drängte, sich auszusprechen, oder weil er die Angriffe, die seiner Freundin drohten, auf sich lenken wollte. Fenelon nannte Mad. Guyon nicht, damit es nicht scheine, daß er mehr ihre Person, als die Sache vertheidige. Er hoffte sie zu retten, wenn er die allgemeinen Grundsätze rechtfertigte, die ihren Worten zu Grunde gelegen haben konnten, und war bereit, zuzugeben, daß sie sich in der Wahl ihrer Ausdrücke mancher Uebertreibungen schuldig gemacht habe, die bei einer Frau verzeihlich sind. Seine Eingaben an jenes geistliche Comité waren übrigens mit so viel Ehrerbietung und Demuth abgefaßt, daß seine Richter, obgleich sie zuweilen über seine Verblendung erschauerten, sich dennoch mit ihrem Urtheile nicht beeilten, in der Ueberzeugung, ihn noch eines Besseren zu belehren. Er erbot sich sogar, seine Titel und Würden, selbst seine Lehrerstelle aufzugeben, wenn man ihm beweisen könnte, worin er gefehlt habe. Er wollte nur überzeugt seyn; als wenn es so leicht wäre, einen redlichen Mann zu überzeugen, der von seinem Verstande und seiner Tugend getäuscht wird.

Die Sachen mußten indes zu Ende gebracht werden. Bossuet und die beiden genannten Prälaten faßten die ganze Materie in einige Artikel zusammen und legten dieselben Fenelon zur Unterschrift vor. Er sträubte sich lange, machte an jeder Zeile Ausstellungen, gab aber am Ende nach; sey es, weil die christliche Wahrheit siegte, sey es, weil ihn eine glückliche Veränderung seiner äußeren Existenz in Sachen der reinen Speculation gleichgültiger oder gefügiger gemacht hatte. Denn in dem Zeitraum zwischen der Abfassung und der Unterzeichnung jenes Formulars ernannte Ludwig XIV. Fenelon zum Erzbischof von Cambrai. Seine Gefügigkeit blieb dieselbe zwischen seiner Ernennung und der Weihe. Bossuet, der ihn weihen sollte, erzählt in der „Relation“, daß der neue Erzbischof zwei Tage vor der Ceremonie laicend seine Hand geküßt und sie zum Zeugen angerufen, daß er niemals eine andere Lehre bekennen würde, als der, von dem er die Weihe erhielt. Fenelon leugnete dieses Faktum später, doch bleibt die Wahrscheinlichkeit immer auf Bossuet's Seite.

Als Fenelon sein Erzbisthum inne hatte, änderte er sein Betragen. Bossuet hatte sich in einem Buche über die Artikel des Formulars ausgesprochen und eine Uebersicht über die Verhandlungen gegeben, aus denen es

hervorgegangen war. Er erhielt zur Beglaubigung seiner Angaben die Unterschriften der beiden beteiligten Prälaten und verlangte von Fenelon auch die seinige. Fenelon aber weigerte sich, das Buch zu lesen. Als Grund gab er an, daß er sich durch seine Unterschrift zum Mitschuldigen an der Verfolgung der Madame Guyon machen würde. Ein anderer Grund, den er nicht angab, war der, daß der Erzbischof von Cambrai die Sachen nicht mehr mit demselben Auge ansah, wie der Abbe Fenelon. Was der demüthige Geistliche als bescheidene Zweifel aufgestellt hatte, waren für den Kirchenfürsten Dogmen geworden, die er keinem Menschen zu opfern gesonnen war. — Von dieser Zeit datirt sich der zweijährige Streit der beiden größten französischen Prälaten, der selbst die Aufmerksamkeit derer fesselte, welche die reine Theologie wenig anging. (Schluß folgt.)

## England.

### Geschichte einer Deportirten.

(Schluß.)

Der sanfte, schwärmerische John Barry, der Seladon des Dorfes, schritt traurig der Küste zu, während Margaret klopfenden Herzens nach der Drwell-Mündung eilte. Ihre Unterredung mit William war lang und heftig, besonders lang für Luff's Ungeduld, der unbeweglich in der Barke liegen mußte, den Pfiff erwartend, der das Zeichen zur Entführung geben sollte. Die schwarzen, dichten Eichen, die die Meereshucht umkränzten, das magische Mondlicht und die Figur des blödsinnigen Greises, der aufrecht in seinem Kahne stand, gaben der Scene eine romantische Färbung. Aus den Bäumen ragte das Häuschen des alten Barry hervor, der Oberförster des Gutes Alneishburne war.

Margaret liebte William von ganzer Seele, aber es gab kein eigenständigeres Köpfchen als ihres, wenn sie einmal einen Entschluß gefaßt hatte, den sie für gut hielt. Den Aufforderungen William's, ihm zu folgen, setzte sie eine unbeugsame Weigerung entgegen: sie meinte, William, den sie für einen ehrlichen Seefoldaten hielt, müsse es leicht werden, sich auf dem Lande eine so gute Stellung zu verschaffen, als er auf dem Meere hatte; sie verschwieg ihm ihre Liebe nicht, aber sie wollte nicht nachgeben. William glaubte sie zu gewinnen, indem er ihr gestand, er habe seine Lebensweise nicht geändert, er sey der famöse Capitain Hudson, und sie müsse ihm folgen oder ihm entsagen. Aber nun ward Margaret's Widerstand nur noch heftiger. Sie sprach von einem jungen Manne, der sie liebte und dem sie wohl Gehör geben könnte, wenn William von der Schmutzerei nicht lassen wolle. Das arme Kind meinte dadurch auf einen Schlag ihren Geliebten seiner gefahrvollen Laufbahn zu entreißen, aber sie erweckte in ihm einen glühenden Zorn, denn der Name Barry entflammte sein Rachegefühl, seit ihn Eduard Barry, der Lieutenant der Küstenwächter, so schwachvoll zugerichtet hatte.

Fast eine Stunde hatte die peinliche Unterredung gedauert, als William, von Margaret's übereilten letzten Worten aufgeregt, die Hand an seine Lippen legte und der schrille Signalpfeif längs der Küste ertönte. Als bald kamen zwei Menschen aus ihren Verstecken hervor, der starke John Luff und der alte Blödsinnige, der mit feierlichem Schritt, die Ruderstange in der Hand, durch die Eichen trat und sein Auge fest auf die Stelle bestete, wo Margaret, ihre Hände in die des Geliebten legend, zum letzten Mal seine Bitten zurückwies. Mit diesem Blödsinnigen, der hier nicht zum romantischen Auszug erfunden wird, sondern dessen Lebensbeschreibung in dem Suffolk-Garland vom 8. November 1811 zu lesen ist, war es, als wenn er von einem inneren Vorgefühl unglücklicher Ereignisse hier- und dorthin getrieben würde. Wo ein Brand, ein Schiffbruch, eine Gewaltthat geschah, immer war er dabei; aber nicht aus Schadenfreude, oder Raubsucht, nur weil er, wie er, seine Amulette schüttelnd, sagte, über der Gestalt des Mörders oder in der verheerenden Flamme den Dämon sah. Robinson kam zur rechten Zeit, denn John Luff ergriff eben auf ein Zeichen William's die arme Margaret und warf sie über seinen Arm. Margaret wehrte sich wie eine Wüthende gegen die beiden Männer, und jener scharfe Schrei der äußersten Verzweiflung, den man auf Meilen vernimmt, erschütterte weithin die Küste. Luff trug sie zur Schaluppe, William suchte sie zu beruhigen, als ein Mann durchs Gehölz drang und über die Sandfläche stürzte, die zwischen Park und Ufer lag. Es war John Barry, der den Schrei gehört hatte; er reißt im Laufe eine von dem Stangen aus dem Sande, die die Gränze der Fluth bezeichnen, und fliegt, so bewaffnet, dem Punkte zu, wo Margaret und ihre Räuber sich befinden. Und nun begann ein ungleicher wüthender Kampf zwischen John Barry, Luff und William Laud, der zwei geladene Pistolen in seinem Gürtel trug. Barry führt einen Hieb auf Luff's Kopf, daß er regungslos niederfällt; neben ihm liegt Margaret, ohnmächtig auf dem Sande zu den äußersten Wellen des Meeres herabgleitend. William, wüthend, wie er Luff kampfesunfähig sieht, stürzt sich mit seiner ganzen Kraft auf seinen Gegner und reißt ihn mit einem Zuge zu Boden. Indeß kommt das Mädchen zu sich und flieht dem Walde zu. Die Schmuggler, durch den Lärm um ihre eigene Sicherheit besorgt gemacht, denken nicht daran, ihr zu folgen, eilen auf ihre Brigg und segeln, so rasch sie können, davon.

Barry war schwer verwundet, wurde nach Alneishburne gebracht und der Pflege Margaret's übergeben. So ward das arme Kind, nachdem es die Krankenwärterin ihres Geliebten gewesen, nun auch die von Laud's Nebenbuhler und Feind. Sie fühlte, daß es ihre Pflicht sey, den zu retten, dessen Leben Laud's Wuth in Gefahr gebracht hatte; sie kämpfte jenen alten Kampf der Leidenschaft und der Vernunft durch, der unter tausend Formen in allen

lebenden und dargestellten Dramen spielt, aber sie sprach zu Keinem von der Angst, die sie erfüllte, nur wurde sie, wie alle leidenschaftlichen Gemüther, stiller, in sich gelehrter, zerstreuter als je. Ihre Genossen begannen, ihrer zu spotten, und diejenigen, deren Bewerbungen sie zurückgewiesen hatte, machten ihrer Schadenfreude Luft. Barry kam allmählig unter Margaret's Augen wieder zu Kräften, und er allein war so großmüthig, sie zu vertheidigen. Währenddessen entspann sich an der Küste ein völliges Komplott der Barry und ihrer Freunde gegen William und der Schmuggler gegen die Barry. Daß Hudson und Laud dieselbe Person seyen, war jetzt klar geworden; William war darum genöthigt, seinen Namen wieder zu verändern, und hieß von nun an Cook. Eine Fahrt nach Kanada, die er unternahm, um sich einer Ladung Pelzwerk zu bemächtigen, sollte dazu dienen, in seiner Heimat die Erinnerung an jene tragischen Begebenheiten zu verlöschen und seine Feinde auf eine falsche Spur zu leiten. Laud war also ein wirklicher Seeräuber geworden, denn so oder ähnlich endet jede ungefehlige Laufbahn, in die man sich stürzt ohne die Kraft, mitten auf dem Wege zum Abgrund stehen zu bleiben.

Margaret fühlte bald die Folgen ihrer Treue gegen Laud. Die Beschüger, die sich früher ihrer angenommen hatten, zogen sich zurück, und Armut, Hunger und Frost kehrten ein in die Hütte zu Racton. Von Laud aber, der auf fernem Jügen seinen wilden Muth noch wilder machte, sprach Niemand mehr. Eines Tages trat John Barry in die Hütte des Mädchens. Er hatte den Entschluß gefaßt, über See zu gehen, wollte aber vorerst, da er meinte, William sey auf immer für sie verloren, noch einen letzten Versuch machen, Margaret's Hand zu gewinnen. Doch ihre Liebe zu Laud war noch so unerschütterlich, als ehemals. Und dennoch war auf Laud's Kopf ein Preis gesetzt und eine Belohnung von 100 Guineen demjenigen versprochen, der ihn lebendig oder todt einliefern würde. Trotzdem zeigte sich der kühne Seeräuber wieder. In einer geheimen Unterredung mit Margaret versprach er, da das Mädchen hartnäckig bei der Weigerung verharrete, einen Schmuggler zu heiraten, auf die königliche Marine zu gehen. Diesmal hielt er sein Versprechen; er wurde begnadigt und zeichnete sich bald durch Muth und Gewandtheit vor seinen neuen Kameraden aus.

Jetzt ging Alles gut; eine Familie in Ipswich (dieselbe, aus welcher der Verfasser des Werkes stammt, dem diese Erzählung zu Grunde liegt) nahm das Mädchen bei sich auf, das sich bald die Achtung und Liebe der Hausherrin, Mistress Cobbold, erwarb. Eines Tages war der zweite Sohn dieser Dame auf einem Kahn seines Vaters zur Entenjagd gefahren. Ein schreckliches Gewitter brach aus, es wurde Abend, und der junge Mann kehrte nicht zurück. Die Familie war trostlos, denn die Küstenfahrt bei Ipswich ist äußerst gefährlich für kleine Boie. Man lief mit Fackeln ans Meer, ans Ufer des Stour, man rief, aber keine Spur zeigte sich von dem Vermißten. Der alte Blödsinnige, der nicht verfehlte, sich bei dieser Gelegenheit auf seinem Posten einzufinden, berichtete, daß er den jungen Cobbold (eben den Verfasser des genannten Buches) während des Tages habe am Ufer hin- und herfahren sehen; dann schüttelte er mit seinem Kopfe, wie ein Mensch, der nicht nur von der Gefahr, sondern schon vom geschehenen Unglück überzeugt ist. Mehrere Matrosen, die im Hafen stationirt waren, nahmen, trotz des gefährlichen Wetters, Theil an der Nachsuchung. Laud, der aus einem glücklichen Feldzuge zurückgekehrt war, gehörte zu diesen Matrosen. Er hatte als Capitain Hudson jedes Fleckchen dieser Küste gefannt, und wenn der junge Mann zu finden war, so mußte er ihn finden. Er besetzt ein Boot, bringt langsam suchend durch den Schlamm vor, der auf eine weite Strecke die Mündung des Stour bedeckt, und stößt auf den Kiel eines untergesunkenen Kahnes. Hier mußte der junge Mann verschwunden seyn, und in der That, Laud zieht ihn zwar bewußtlos, aber noch lebend hervor. Man kann sich die Freude der Mutter und Margaret's denken, und die innige Theilnahme, die jetzt die Familie Cobbold an Laud und seine Geliebte knüpfte. Laud mußte bald abreisen, aber er versprach Margaret, wenn er hinkünftigen Solo und Preisgelder haben werde, dann wolle er zurückkommen, sie heiraten und sich in Ipswich oder Racton niederklassen.

Während der acht Monate, die diesem Ereigniß folgten, kamen mehrere Matrosen, denen William Grüße an seine Braut auftrug, ins Cobbold'sche Haus und wurden dafelbst aus leichtbegreiflichen Gründen sehr gut aufgenommen. Bald aber verbreitete sich der Ruf dieser freundlichen Bewirtung auf den Schiffen der Küste, und derer, die Grüße von William brachten, wurden bald so viele, daß Mistress Cobbold genöthigt war, dieser Invasion der Seefoldaten ein Ziel zu setzen und fernere Besuche abzuweisen. Das junge Mädchen empfand darüber einen tiefen Gram und wurde, zumal William so lange fortblieb, mürrisch und reizbar. Eines Abends öffnete ein Kind das Waschhaus, in dem sich Margaret befand, und rief hinein: „Margaret, da ist wieder ein Matrose, der dich sprechen will.“ Sie aber antwortete heftig: „Sage dem Menschen, daß man hier keine Matrosen will, und daß er gehen kann.“ Da fiel ein dickes, in Segelleinwand gefülltes Paket zu Margaret's Füßen nieder. Eine braune Hand hatte es durch die halboffene Thür geworfen, die Thür schlug zu, und der Mann verschwand. Dieser Mann war kein Anderer, als Laud selbst, der Margaret sein Preisgeld gebracht hatte.

Sie betrachtete die Aufschrift des Pakets; sie konnte nicht lesen, aber eine dunkle Ahnung sagte ihr, daß ein Unglück im Anlaufe sey. Sie stürzte aus dem Hause und suchte mit dem Blicke den Mann, der entflohen war. Die Nacht war dunkel. Als sie um eine Ecke biegt, erkennt sie die Tracht eines Matrosen, der auf Jemand zu warten scheint. Sie geht heran, und er ergreift Margaret's Hand, ohne ein Wort zu sprechen. Es war aber nicht Laud, sondern sein alter Freund, John Luff, der, unzufrieden mit seines Capitains neuem Lebenslauf, um jeden Preis seiner wieder habhaft werden wollte, und

von dem Mädchen verlangte, ihm William's Aufenthaltsort zu nennen. Lust wollte das Mädchen nicht aus Händen lassen, als bis sie ihm Auskunft gegeben hatte; sie schrieb, er suchte auf seine zarte Weise ihr Geschrei zu unterdrücken, endlich kamen Leute aus den benachbarten Häusern und retteten sie.

Der schlechte Empfang, der ihm von Margaret zu Theil geworden war, erschütterte plötzlich alle guten Vorsätze William's. Er fiel in sein früheres Leben zurück, während die schrecklichsten Gewissensbisse Margaret peinigten. Das Gerücht von diesen Abenteuern hatte sich in der Grafschaft verbreitet, und Einer aus William's neuer Bande benutzte des Mädchens unerschütterliche Liebe, um eines der schönsten Pferde Mr. Cobbold's zu erbeuten. Er schlich sich an Margaret heran und las ihr einen vorgeblich von William geschriebenen Brief vor, in welchem sie aufgefordert wurde, so rasch wie möglich nach London zu kommen und ihn daselbst aufzusuchen. Sie folgte, schlug er ihr vor, da sie so gut zu reiten verstände, den Braunen aus Mr. Cobbold's Stalle nehmen und in den Kleidern des Jockey sich augenblicklich auf den Weg machen. Sie schwankte keinen Augenblick, legte die Verkleidung an und ritt, mit zwei Unterbrechungen, in einem Trabe nach London. John Cool war voll der besten Hoffnung auf seine Beute. Aber die Polizei war bereits benachrichtigt, Margaret wurde festgenommen, erst nach Newgate, dann nach Bury gebracht und, nach dem barbarischen Gesetze der damaligen Zeit, wegen häuslichen Diebstahls zum Tode verurtheilt. Sie verteidigte sich kaum und hörte mit Demuth ihr Urtheil an. Durch den Einfluß der Familie Cobbold wurde die Todesstrafe auf sieben Jahre Deportation ermäßigt. Da aber eben kein Schiff nach Botany-Bay abging, brachte sie drei Monate im Gefängniß zu Bury zu, wo sie geliebt und geachtet wurde von Allen, die sie kennen lernten.

William war, seit er an seinem Glücke verzweifelte, noch tollkühner geworden; er ward endlich festgenommen und ins Gefängniß nach Bury gebracht, wo er seine lang vermisste Braut wiederfand. Die guten Dienste, die er dem Staate geleistet hatte, stritten zu Gunsten William's; er wurde freigelassen und forderte Margaret auf, mit ihm zu entfliehen. Mit bewundernswürdiger Kühnheit bewerkstelligte sie diese Flucht. Laud brachte sie aus der Stadt an die Küste, wo seine alten Freunde ihrer warteten, um sie nach Holland zu führen. Unglücklicherweise hatten die Küstenwächter die Schaluppe bemerkt, es entspann sich ein Kampf, und von zwei Kugeln getroffen, fiel William neben Margaret nieder, die bewußtlos auf dem Sande lag, wieder ins Gefängniß zurückgebracht und nun zur Deportation auf Lebenszeit verurtheilt wurde.

Der Mann, auf den Margaret alle ihre Hoffnungen gegründet hatte, lebte nicht mehr; darum ergab sie sich ruhig in ihr Schicksal. Am 20. Dezember 1801 kam sie in Port Jackson an, und der Schiff-Capitain, der sie dahin gebracht hatte, empfahl sie, gerührt von ihrer Bescheidenheit und Sanftmuth, dem Gouverneur zur besonderen Schonung. Sie arbeitete nur zwei Tage in den Staats-Berkstätten und wurde, nach der Sitte der Strafkolonien, von einem Herrn John Palmer verlangt, einem sehr reichen Kolonisten, dessen Frau eben ein Waisenhaus gegründet hatte. Diese Dame fand in Margaret Catchpole, die von ihr lesen und schreiben lernte, eine geschickte Arbeiterin und eine gute Aufseherin für ihre Wohlthätigkeits-Anstalt. Eine Frau, der eine andere Frau Theilnahme einflößt, möchte diese sogleich verheirathen, und auch Mrs. Palmer sah sich eifrig nach einem Mann für Margaret um. Manche Gelegenheiten bot sich der Heldin der Küste von Suffolk, sich in ihrem vollen Glanze zu zeigen. Bei einer starken Ueberschwemmung, wie sie in Neu-Wales häufig sind, rettete sie mehrere Kinder vom Tode, indem sie selbst den Kahn führte, und machte nicht das geringste Geräusch von ihrer Aufopferung. Aber trotz dieser Zurückhaltung wurde sie eine berühmte Person in Australien.

Die arme Margaret war nicht stolz auf ihre Abenteuer; sie bat ihre Herrin, ihren Namen und die Vorgänge ihres Lebens, die sie ihr vertraut hatte, zu verschweigen. Sie trat nicht aus der niedrigen Stellung heraus, die ihr durch das Gesetz angewiesen worden war, und kümmerte sich um nichts, was in der Kolonie vorging. Die Anstalt, deren Aufseherin sie war, hatte unter ihren Gründern, ohne daß sie es ahnte, einen Mann, der eng mit ihren Lebendern verflochten war. Dies war John Barry selbst, der Bruder Edward's, der Nebenbuhler Laud's. Als er von seiner Bande hergestellt war und sich überzeugt hatte, daß Margaret auf immer für ihn verloren sey, bewarb er sich um eine Anstellung in Botany-Bay, kam daselbst ums Ende des Jahres 1794 an und machte sein Glück durch die Gewissenhaftigkeit seiner Amtsführung und die Sanftmuth seines Charakters. Er war reich und in Ehren, als seine jüngere Schwester starb, die er zur Leitung seines Hauswesens aus England hatte zu sich kommen lassen. Da er jetzt allein stand und viele kleine Sorgen auf ihm lasteten, wandte er sich an Mrs. Palmer, mit der Bitte, ihm eine zuverlässige Person zu empfehlen, der er seinen Haushalt übertragen könnte. Die Dame nannte ihm Margaret Catchpole, hielt es aber für Pflicht, ihm keinen von den Umständen ihres früheren Lebens zu verschweigen. Da erfuhr denn Barry seine eigenen Abenteuer, die Leiden seiner Jugend und die der Frau, die er so fruchtlos geliebt hatte. Sein Benehmen dabei war schön und einfach. Er ging sogleich zum Gouverneur, mit dem er in vertrautem Umgange stand, verlangte die völlige Freisprechung Margaret's und die Löschung ihres Namens aus den Registern der Sträflinge. Der free pardon, durch den das arme Mädchen alle bürgerlichen Rechte zurück erhielt, war das erste Wort, das Barry zu Margaret sprach, als sie sich bei Mrs. Palmer wiedersehen.

Als Margaret in Alne'sburne Tag und Nacht den Verwundeten pflegte, hatte er ihr zugeschworen, nie eine andere Frau zu heiraten, als sie, und Wort gehalten. Jetzt erhielt die Deportirte mehr von John Barry, als das Leben,

und mit der Freiheit und der Ehreerklärung bot er ihr an, fortan seinen Namen zu tragen und sein Schicksal zu theilen. Sie nahm dies Geschenk einer göttlichen Vorsehung an und wurde Mistress Barry von Windsor, eine der reichsten Frauen der Kolonie. Sie hatte zwei Töchter und einen Sohn und verlor nach einer funfzehnjährigen Ehe John Barry am 9. September 1827. Sie selbst starb im Jahre 1841 in einem Alter von achtundsechzig Jahren und vermachte dem Rev. Richard Cobbold, dem Laud das Leben gerettet hatte, die Sorge, die Begebenheiten ihrer abenteuerlichen Jugend aufzuzeichnen.

So finden wir in John Barry und Margaret jene Liebe, die die drohende Hand der Vernunft nicht sieht und die Fesseln der Sitte sprengt, jene Liebe, die Walter Scott im Heart of Midlothian so glänzend schilderte, aus der die ausgebrannten Gemüther eine Tugend, die frommen ein Laster machen und die von den Alten, die sich niemals täuschten, als eine dämonische, unbefiegbare Macht angebetet wurde.

## Türkei.

Der Kindermord als Hausgesetz in der Familie des Sultans. \*)

Während des letzten Vierteljahrhunderts hat die europäische Diplomatie ihre ganze Kunst darauf verwendet, das morische Gebäude des osmanischen Reichs vor dem drohenden Einsturz zu bewahren und seine schwankenden Grundlagen zu befestigen. Es ist ihr in der That gelungen, den Thron des Padiſchah's unter manchen Stürmen aufrecht zu halten; einen Augenblick glaubte man sogar zur Zeit des kräftigen Mahmud's II. die Türkei einer Wiedergeburt fähig, die sich aber am Ende, nach dem Ausdruck eines geistreichen Schriftstellers, nur als die Galvanisirung eines todten Körpers auswies. Die moslemitische Bevölkerung des Landes scheint in einer schweren Lethargie versunken; schweigsam, träumerisch, gleichgültig, nur dem Genuße des Tabaks und des Opiums zugethan, ist es schwer, die Nachkommen jener ungeheuren Sieger wiederzuerkennen, die einst Aegypten und Kleinasien eroberten, die Perser über den Euphrat zurückwarfen, das byzantinische Reich zertrümmerten und Jahrhunderte lang ganz Europa in Schrecken setzten. Von einem solchen Charakterwechsel bei einem Volke, das seinen Bohnsitz, seinen Glauben und seine Sprache behalten hat, liefert die Geschichte kein zweites Beispiel. Der Koran wird noch immer mit derselben Andacht verehrt, als da die Fahne des Propheten nur zum Siege entfaltet wurde; das Klima ist nicht weniger herrlich als in den Tagen Soliman's des Großen, aber das Volk hat ganz die Energie verloren, die einst den Grundzug seines Charakters bildete.

In einem einzigen Punkte haben sich die Osmanen nicht verändert; die Härte, die asiatische Wildheit, die mit Menschenleben Spiel treibt, ist noch immer an ihnen bemerkbar, und zwar bei der Regierung sowohl als bei der Nation. In den unmenschlichen Gebräuchen, die mit der Civilisation unseres Zeitalters in so grellem Kontraste stehen und das türkische Reich zu einem Anachronismus im aufgeklärten Europa machen, gehört der Mord aller aus königlichem Blut entsprossenen Kinder männlichen Geschlechts, die außer der eigenen Familie des Sultans geboren werden. Diese barbarische Sitte, die schon vor Jahrhunderten zum Reichsgesetz erklärt wurde, um alle Thronstreitigkeiten zu verhüten, befolgt man noch heutzutage mit unerbittlicher Strenge, und nicht nur den Kindern, sondern auch den Müttern wird sie oft verderblich. Vor einigen Jahren verlor Mhr-Sultana, Tochter Mahmud's II. und Gattin Said-Pascha's, dadurch ihr Leben. Sie befand sich im fünften Monat ihrer Schwangerschaft, und da sie wußte, daß nichts ihr Kind zu retten vermöge, wenn es männlichen Geschlechts wäre, so beschloß sie, den Mördern zuvorzukommen und es umzubringen, noch ehe es das Licht der Welt erblicken würde. Sie vertraute sich deshalb einem jener elenden Weiber an, die ein schändliches Gewerbe mit den Arzneimitteln treiben, die zu diesem Zweck verwendet werden. Das Resultat war ein doppelter Mord. In weniger als 48 Stunden starb das noch ungeborene Kind der Prinzessin, und an demselben Abend verschied auch sie in furchtbaren Konvulsionen. Als Mahmud diese Kunde vernahm, weinte er bittere Thränen und schwur, vom Vaterschmerz durchdrungen, das scheußliche Gesetz aufzuheben, dem schon so viele Leben zum Opfer gefallen waren. Aber nach wenigen Monaten folgte der Reformator seiner Lieblings Tochter ins Grab, und das Gesetz blieb unverändert.

Im Jahre 1842 erwies sich die Sultana Ateya (die Reine), Schwester Abdul-Medschid's und Gemahlin Palik-Pascha's, guter Hoffnung. Die erwartete Geburt eines Knaben, die von den Astrologen und klugen Frauen mit Zuversicht prophezeit wurde, erfüllte aber die Aeltern nicht mit Freude, sondern mit den traurigsten Ahnungen. Ihr Erstgeborener war schon großfett worden, und der begüterte und mächtige Palik überhäufte jetzt die einflussreichsten Mu'lla's und A'lema's mit Geschenken, um sich ihres Bestandes zur Umgehung des blutigen Gebrauchs zu versichern, den Mahmud II. abzuschaffen geschworen hatte. Die Prinzessin Ateya, die bei ihrem Bruder, dem Großherrn, und bei der Sultana-Mutter in hoher Gunst stand, bot ihrerseits Alles auf, um diese zur Abwendung des ihrem Kinde bevorstehenden Schicksals zu bewegen. Die Zeit ihrer Entbindung nahte, und sowohl Ateya als ihr Gatte hielten sich von dem Erfolg ihrer Bemühungen überzeugt. Ihre Hoffnungen wurden durch die Geburt eines gesunden Knaben vermehrt. Der

\*) Nach Oberst Charles White's Three Years in Constantinople. Vgl. Nr. 108 u. 109 des Magazins, Art. „Männigfaltiges“.

Säugling ward an den Busen seiner königlichen Mutter gelegt, um von ihr die ersten Sorgen zu empfangen, die türkische Damen nie, wenn sie es vermeiden können, einem Miethling überlassen, und einige Stunden lang schmeichelte sich Atepa, nicht nur ihr eigenes Kind gerettet, sondern auch das alte Blutgesetz auf ewig vernichtet zu haben.

Die Täuschung der Prinzessin war nur von kurzer Dauer. Die Mutter der jungen Prinzen, Söhne Abdul-Medschid's, erbeute in eiferfüchtiger Wuth, als man ihr die Nachricht hinterbrachte, daß der Sohn Atepa's leben werde, um vielleicht ihren eigenen den Thron streitig zu machen. Die Rätthe des Sultans fanden die Neuerung bedenklich und wiesen auf die Gefahren hin, die aus dem gegebenen Beispiel entstehen könnten. „Was ist das Leben eines Kindes“, riefen sie, „im Vergleich mit den Schrecken eines Bürgerkriegs!“ — Kurz, man überredete den Großherren, seinen Entschluß zu ändern und das über dem Kinde schwebende Todesurtheil vollstrecken zu lassen. Am dritten Morgen erwachte die Gattin Palil's und befahl ihren Frauen, den Säugling zu ihr zu bringen, der in seiner Wiege neben ihrem Lager schlief. Da brachen die Frauen in Thränen aus und zeigten ihr seinen leblosen Körper! „Das Kind“, sagten sie, „sey während der Nacht an Zuckungen gestorben, und sie hätten nicht gewagt, ihre Gebieterin aufzuwecken.“ Als die unglückliche Mutter dies hörte, wurde sie von einem heftigen Paroxysmus ergriffen; sie verfiel in Wahnsinn, der nur einer tödtlichen Schwäche Platz machte. Am 75sten Tage nach dem Tode ihres Kindes ward auch ihre Leiche im Mausoleum Sultan Mahmud's beigelegt.

Man hat die Ursachen in Zweifel gezogen, die den Tod des Säuglings der Atepa herbeiführten. Der englische Gesandte in Konstantinopel, Sir Stratford Canning, fand es unmöglich, an ein solches Verbrechen zu glauben, und erklärte sich zuletzt wirklich überzeugt, daß der Sohn Palil's eines natürlichen Todes gestorben sey. Es ist aber nur zu wahrscheinlich, daß der menschenfreundliche Britte durch die Agenten der Pforte irre geleitet wurde, die als kluge Politiker den ottomanischen Hof von der Schande eines so unmenschlichen Verfahrens reinigen wollten. Dem sey wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß bis zum heutigen Tage kein einziger männlicher Sprosse einer Sultandochter seine Geburt mehr als einige Stunden überlebt hat.

### Mannigfaltiges.

— Royer-Collard. Der Vater und das Haupt der französischen Doctrinaires, der Lehrer Victor Cousin's und dessen Muster als Präsident der Unterrichts-Kommission, Royer-Collard, ist am 1. Sept. auf seinem Gute Echateauvieux, 82 Jahr alt, mit Tode abgegangen. Diejenigen unserer Leser, die den geistigen und politischen Kämpfen der französischen Restaurations-Epoche einen lebhaften Antheil schenken, weil es sich damals um die Frage handelte, ob die alte oder die neue Zeit in Frankreich und mithin auf dem ganzen europäischen Kontinent den Sieg davontrage, werden sich noch erinnern, welche Bedeutung vor zwei Decennien der Name Royer-Collard's hatte, der in einer der stürmischsten Epochen jener Meinungskämpfe, nämlich im Jahre 1827, von sieben französischen Wahl-Kollegien zugleich zum Mitgliede der Deputirten-Kammer erwählt wurde. Wie Latour d'Auvergne der „erste Grenadier“, so war Royer-Collard gewissermaßen der „erste Deputirte“ Frankreichs. Schon zur Zeit der ersten Revolution drang er, der 1791 Mitglied des Gemeinderaths von Paris und 1797 Mitglied des Rathes der Fünfhundert war, auf Gesehmäßigkeit der Gewalt sowohl als der Freiheit, wodurch er es natürlich mit den republikanischen wie mit den kaiserlichen Machthabern verband. Er zog sich daher, als Napoleon Kaiser geworden war, vom praktischen ganz auf das theoretische Gebiet zurück und ward 1811 als Professor der Geschichte der neueren Philosophie Defan der philosophischen Fakultät in Paris. Und da er den Bourbonen seiner loyalen Gesinnung wegen werth geworden war, so ernannte ihn Ludwig XVIII. im J. 1814 zum General-Direktor der königl. Druckerei und des Buchhandels, so wie zum Mitgliede des Staatsrathes. Diese Stellen legte er zwar nach Napoleon's Wiederkehr von Elba nieder, indem er sich abermals auf seine Professur beschränkte, doch nach der zweiten Rückkehr der Bourbonen sah er sich zum Präsidenten der Unterrichts-Kommission ernannt, in welcher Stellung er nun ganz im Geiste seiner philosophischen Ansichten zu wirken suchte. Da er sich aber hierin bald durch die erwachende Reaction und durch die in das Land zurückgerufenen Jesuiten gehemmt sah, so griff er zu dem Hülfsmittel, seine Ansichten zu einer politischen Doctrin zu formuliren, die er auf dem Ratheder wie auf der Rednerbühne der Deputirten-Kammer vortrug, wodurch er jene Schule geistvoller Doctrinaires stiftete, die nachmals den Globe, diese beste Zeitschrift der Restaurations-Epoche, herausgab. Nachdem er im J. 1819 von der Leitung des öffentlichen Unterrichts zurückgetreten war, galt er in der Kammer für das Haupt der liberalen Opposition, an deren Spitze er auch die sogenannten Ausnahmegesetze, die Siebenjährigkeit der Kammern und das Sakrilegiengesetz bekämpfte. Im Jahre 1827, als er eben von sieben Wahl-Kollegien zugleich zum Deputirten gemacht worden, erlebte er den Triumph, daß ihn die Kammer auch mit großer Majorität zu ihrem Präsidenten erwählte, doch erst in der Sitzung des nächsten Jahres ward er als solcher zugleich vom Könige bestätigt. Im März 1830 war er, ebenfalls als Präsident, zugleich einer der 221 Deputirten, die für die von Karl X. so übel aufgenommene Adresse

stimmten, in Folge deren die Auflösung der Kammer erfolgte. Nach der Juli-Katastrophe ward er zwar ebenfalls wieder zum Deputirten erwählt, doch zog er sich bald eingeschüchtert zurück vor den neuerdings wach gewordenen Leidenschaften der Revolution. Nur hin und wieder noch ließ er seine Stimme vernehmen, aber immer nur, um Frieden zu stiften. Die „Doctrin“ mußte dem stürmischen Casimir Perrier, dem waghalsigen Lafitte und dem gewandten Thiers das Feld überlassen, und wiewohl sie nachmals in dem trockenen Gutgot den Sieg davontrug, war doch Royer-Collard nicht Hofmann genug und auch schon zu alt, um wie dieser sein Schüler sich in einem Juste-Milieu zu gefallen, das keinesweges immer mit der eigenen Ueberzeugung stimmte. Durch seinen Tod ist abermals ein Platz in der französischen Akademie der Bierzig vakant geworden, der wie alle in der letzten Zeit dort erledigten Plätze nicht wieder auf gleich würdige Weise besetzt werden wird.

— Zur Statistik Moskau's. Einem von Dr. J. A. (Altmann?) in der Allg. Preuss. Zeitung veröffentlichten Artikel über die „Volkswanderung in Moskau in den Jahren 1829 bis 1843“ zufolge, zählte diese Hauptstadt am 1. Januar 1842: 349,167 Einwohner, die sich mit Ausnahme von 8371 Individuen zur griechisch-russischen Kirche bekannten. Unter diesen 8371 Einwohnern befanden sich 3286 Evangelische (mit Einschluß von 313 Anglikanern), 2320 Katholiken, 266 Armenier, 241 Juden und 238 Muhammedaner. Eben so wie in St. Petersburg übersteigt auch in Moskau alljährlich die Zahl der Gestorbenen bei weitem die der Geborenen; gleichwohl wächst vermöge der Einwanderungen die Zahl der Bewohner mit jedem Jahre, so daß sie am 1. Januar 1843 auf 357,185 gestiegen war. Die große Sterblichkeit in Moskau wird zum Theil den zahlreichen Krankenhäusern, Hospitälern und Lazarethen, nach welchen sehr viele Kranke aus dem ganzen Gouvernement gebracht werden, zum Theil aber auch dem Bestehen und der Einrichtung des dasigen Findelhauses zugeschrieben, wo jährlich 3—6000 Kinder aufgenommen werden, von denen bei weitem mehr als die Hälfte stirbt. Ja, von 32,349 Kindern, die von 1822—31 dort abgegeben wurden, sind nicht weniger als 34,713 in diesen zehn Jahren gestorben! In Berlin, das ungefähr dieselbe Einwohnerzahl hat wie Moskau, stirbt nicht allein jährlich eine viel geringere Anzahl von Menschen, sondern es werden in der deutschen Stadt auch bei weitem mehr Kinder geboren als in der russischen, was hauptsächlich darin seinen Grund hat, daß in Berlin das Zahlenverhältniß der beiden Geschlechter viel gleicher ist, als in Moskau, wo auf 216,181 Personen männlichen nur 132,986 Personen weiblichen Geschlechts kommen. Nach einem fünfzehnjährigen Durchschnitts beläuft sich jährlich die Zahl der Geborenen in Moskau auf 8706, in Berlin auf 9776 und die der Gestorbenen in Moskau auf 9322 und in Berlin auf 8350, so daß in Berlin jährlich etwa 1000 Personen mehr geboren werden und 800 Personen weniger sterben, als in Moskau. Gleichwohl ist nicht bloß (was von Rußland eine bekannte Thatsache ist) die Zahl der ein hohes Greisenalter erreichenden Menschen in Moskau viel größer als in Berlin, sondern es sterben dort auch — ungeachtet des verderblichen Findelhauses — der Kinder im zartesten Lebensalter nicht so viele als hier. Daß aber die mittlere Lebensdauer in Moskau ebenfalls größer sey, als in Berlin, ist hieraus keinesweges zu schließen und möchte auch zu bezweifeln seyn, indem diese weniger von der Kräftigkeit des Naturells — vermöge deren allerdings Manche ein sehr hohes Alter erreichen können — als von dem Mitteln des Lebensunterhalts und der Lebenserleichterung, d. h. von dem Wohlstand einer Bevölkerung abhängt. Was das Greisenalter betrifft, so hat eine Durchschnittsberechnung ergeben, daß in Moskau von 17 Menschen Einer zwischen 70 und 80 Jahr, von 36 Einer zwischen 80 und 90 Jahr, von 156 Einer zwischen 90 und 100 Jahr und von 1670 Einer über 100 Jahr alt wird. \*) Die Zahl der Greise in den siebziger und achtziger Jahren ist in Berlin allerdings nicht viel kleiner als in Moskau, aber nur Einem unter 369 Menschen wird in Berlin das Glück zu Theil, über 90 Jahr alt zu werden. Eine Vergleichung des Wachstums der Einwohner beider Hauptstädte bietet folgende Zusammenstellung: Es zählte Einwohner

|                    | Moskau  | Berlin             |
|--------------------|---------|--------------------|
| am 1. Januar 1841: | 347,224 | Ende 1840: 330,230 |
| • 1. • 1842:       | 349,167 | • 1841: 340,209    |
| • 1. • 1843:       | 357,185 | • 1842: 351,216    |

\*) Todesfälle in dem Alter von 120—125 Jahren werden aus Rußland sehr oft berichtet, doch möchte es wohl schwer seyn, für die Authentizität der Angaben immer den Beweis zu liefern.

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Neue Abonnements-Anmeldungen werden in allen Post-Ämtern und Buchhandlungen angenommen. In Berlin können dieselben per Stadtpost (unfrankirt) an die Buchhandlung Weit u. Comp. gesandt werden.